

Artikel in „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ 12. Nov. 2018 (S. 12) von Jan Brachmann:

Dem Menuett gehört die Zukunft

Die Badenweiler
Musiktage lauschen
unter dem Motto
„Echos – ferne
Erinnerungen“ auf
Bezüge zwischen den
Zeiten und Zeilen.

Nach vorn, immer nur nach vorn drängt die Musik. Jean-Efflam Bavouzet gönnt ihr keine Atempause, obwohl hier so viel aufeinanderprallt, dass etwas Luft dazwischen guttäte. Doch der französische Pianist treibt dieses Allegro der Klaviersonate Es-Dur, Hobokenverzeichnis XVI: 49, in straffem Tempo voran: gewirzt, schnell, immer Anschluss suchend an die nächste Phrase, den kommenden Formteil. Er erfasst damit in der Tat etwas Wesentliches: Joseph Haydn mochte sich zuweilen Zeit zum Innehalten nehmen, um damit dem hörenden Ich Raum zu schaffen für das Innenwerden seiner eigenen Empfindungen, doch die Zeit anzuhalten, um auf historisch Gewordenes zurückzublicken, das hatte er nicht nötig. Seine Sprache war ganz die seine, und sie wurde – wie er es selbst bemerkte – überall in Europa verstanden; kein Verlust war da zu beklagen, kein Irrewerden am Gang der Zeit zu spüren.

Die Erschütterungen des Jahres 1789, als diese Sonate entstand, finden sich in der Musik nicht. Ganz im Gegenteil: Wo die Französische Revolution, wie es Joachim Ritter einmal formuliert hat, Herkunft und Zukunft voneinander trennte, lebt, empfindet, denkt Haydn in Kontinuitäten weiter. Der Schlusssatz ist ein „Tempo di menuet“, der sich freundlich Frankreich verneigt und den Kritikern des Ancien Régime entgegenhält, dass die alten Formen Lebensfähigkeit besitzen. Hier, im Kurhaus von Badenweiler nämlich, spielt Bavouzet dieses Menuett mit einer Zärtlichkeit und einer singenden Verträumtheit, als würde bereits Franz Schubert zwischen den Zeilen summen. Wo die Literatur des Sturm und Drang und der Empfindsamkeit die Sprache des Adels als falsch, verlogen und verbraucht darstellte, versöhnt Haydn in diesem Menuett die Formenwelt des Hofes mit dem Aufrichtigkeitsstreben des modernen, empfindsamen Subjekts. Doch mit dieser Versöhnung endet der Abend nicht.

Bavouzet, virtuos und scharf konturiert in seinem Spiel, lässt ihn vielmehr ausklingen mit dem zweiten Buch der Préludes von Claude Debussy, den „Feux d'artifices“, dem „Feuerwerk“, das zwischen dem Zischen der Raketen, dem Zerplatzen künstlicher Sterne und dem Knall der Böller doch zurückblickt auf Historisches, nämlich Musik des Jahres 1792: die Marseillaise. Wir hören im Verwehen des Klavierklangs die Zellen: „Aux armes, citoyens, formez vos bataillons!“ Also: „Zu den Waffen, Bürger, formiert eure Truppen!“ Ist das ein Rückblick auf die gelungene Befriedung eines Landes, das sich das gesamte neunzehnte Jahrhundert lang zwischen Monarchie und Republik nicht entscheiden konnte? Oder ist das, im April 1913, von einem Komponisten, dessen Sympathien dem rechtsextremen Chauvinisten Maurice Barrès gehörten, bereits Teil einer mentalen Mobilisierung gegen die

„germanische Rasse“, der Debussy die Überlegenheit der „lateinischen Rasse“ gegenüberstellte?

Ein Programm wie dieses, dicht, explosiv in seinen Bezügen, ist typisch für die Badenweiler Musiktage. Lotte Thaler, die deren Leitung 2017 vom Festivalgründer Klaus Lauer übernommen hat, stellte diese Ausgabe unter das Motto „Echos – ferne Erinnerungen“. Entlehnt ist es dem fünften Satz des fünften Streichquartetts von Hans Werner Henze, 1976 im Gedenken an Benjamin Britten geschrieben. Man begegnet dem Stück kaum noch im Konzert, aber hier ist es, in glühender Präzision und mit erlesenen Farben zu erleben, gespielt vom Arditti-Quartett. Wenn in dessen viertem Satz – „Still, entlegen“ – Dur- und Mollreklänge inmitten der Atonalität landen wie außerirdische Flugobjekte, dann bezeichnen sie auch den Verlust einer Sprache, in der die Menschen früherer Zeiten noch mit den Engeln reden konnten, und kehren Arnold Schönbergs Pointe um, der in seinem fis-Moll-Streichquartett, das in Badenweiler freilich nicht auf dem Programm steht, der Atonalität Einlass gewährte, als er, mit den Worten Stefan Georges, „Luft von anderem Planeten“ fühlte.

Was die Musiktage zu leisten versuchen, kann man an solcher Programmierung ablesen: Es geht darum, die neuere und neueste Musik aus dem Getto der Spezialfestivals wieder zurückzuholen in die Mitte des Musiklebens, und zugleich darum, eine Repertoirebildung in der Kammermusik des zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhunderts zu fördern. Manchmal tritt dabei sehr Überraschendes zutage, etwa wenn das Minguet-Quartett das Streichquartett op. 1 des kanadischen Pianisten Glenn Gould spielt: Das Stück schließt nicht nur an „Die Kunst der Fuge“ von Johann Sebastian Bach und die expressive Schärfung des Kontrapunkts im Frühwerk Schönbergs an. Es holt zugleich die Bezüge zwischen Ludwig van Beethoven und Richard Strauss ans Licht. Immerhin waren Strauss' „Metamorphosen“ für 23 Streicher erst zehn Jahre alt, als Gould sein Quartett schrieb. Dass ein dreiundzwanzigjähriger Komponist sich im Jahr 1955 dem Erbe von Schönberg und Strauss mit gleicher Emphase zuwenden konnte, wie einst Haydn das Menuett für die Empfindungswelt moderner Subjektivität öffnete, zeugt von einer geistigen Freiheit, die im Nachkriegsdeutschland mit seinen Fortschrittsdoktrinen von Darmstadt und Donaueschingen kaum Duldung hätte erhoffen können.

Die Badenweiler Musiktage öffnen sich nun mit neuen, aber streng sachbezogenen Formaten dem Publikum: etwa wenn Lotte Thaler mit Bettina Zimmermann über deren Vater, den Komponisten Bernd Alois Zimmermann, redet oder wenn der Pianist Stefan Litwin in einem Gesprächskonzert unter dem Titel „Erinnerung an die Hoffnung“ die zeit- und kompositionsgeschichtlichen Hintergründe der Variationen von Frederic Rzewski über das chilenische Kampflied „El pueblo unido jamás será vencido“ entfaltet und danach diesen extrem fordernden Zyklus auch noch zupackend und mit glasklarer Entschiedenheit spielt. Den „Cantiones lunáticas“ der aus Mexiko stammenden Komponistin Hilda Paredes, dargeboten vom Countertenor Jake Arditti und dem Arditti-Quartett, gelingt in diesem Programm aus Echos und Erinnerungen etwas besonders Schönes: Nachklang von Schönbergs „Pierrot lunaire“ zu sein und dennoch besetzt aus unserer Gegenwart heraus zu sprechen. JAN BRACHMANN